

Hannelore
Grünberg-Klein

Ich denke oft
an den Krieg, denn früher
hatte ich dazu keine Zeit

Mit einem Nachwort von
Arnon Grünberg

*Aus dem Niederländischen von
Marianne Holberg*

Kiepenheuer
& Witsch

Die Fotos in diesem Buch stammen, falls nicht anders vermerkt, aus dem Familienarchiv der Familie Grünberg-Klein. Wir danken der *Bijzondere Collecties van de Universiteit Amsterdam* für die Reproduktionen dieser Abbildungen.



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2016

Die Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel
»Zolang er nog tranen zijn« bei Van Nigh & Ditmar, Amsterdam.

Copyright © Erben Hannelore Grünberg-Klein 2015

Nachwort © Arnon Grünberg 2015

All rights reserved

Aus dem Niederländischen von Marianne Holberg;

Übersetzung Nachwort: Rainer Kersten

© 2016, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Barbara Thoben, Köln, nach dem

Originalumschlag von Studio Ron van Roon

Foto der Autorin: © Pascale Bonnier

Gesetzt aus der Dante

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-04880-3

1 Berlin

In dem Jahrzehnt nach dem Ersten Weltkrieg war die Zahl der Arbeitslosen in Deutschland immens, während die jüdische Kultur in diesen Jahren eine Blütezeit erlebte. So machten sich der Philosoph Moses Mendelssohn in Berlin, der aus Hamburg stammende Rabbiner Samson Raphael Hirsch in Frankfurt einen Namen, und der Rabbiner Raschi, der in Worms und Mainz studiert hatte, verfasste später grundlegende Kommentare zum Talmud.

Mein Vater, Leopold Klein, kam aus einer Familie mit acht Kindern: Nathan, Regina, Julius, Hugo, Selma, mein Vater Leopold, Harry und Hertha. Papa war wohl das beste Pferd im Stall. Als sein Vater Witwer geworden war, blieb er getreulich bei ihm und versorgte ihn, bis er starb. Regina, die älteste Schwester meines Vaters, erbe das Geschäft der Eltern, einen Koffer- und Taschenladen. Der lag in Ostberlin in der Markgrafenstraße, nicht weit entfernt von Unter den Linden. Dort hat die Familie Klein auch mit ihren acht Kindern gewohnt, und dort ist mein Vater mit seinen Geschwistern aufgewachsen.

Die Familie Klein lebte schon seit Generationen in Deutschland, ebenso wie die Vorfahren von Papas Mutter, die Ephraim hießen. Aus jüdischen Archiven geht hervor, dass die Familie Ephraim schon im 17. und 18. Jahrhundert eine Rolle in der Berliner Gesellschaft spielte und zu den privilegierten *Hoffjuden* gehörte. Hofjuden waren die Juden, die sich die Fürsten jener Jahrhunderte an ihren Hof holten, weil sie dem Staat die materiellen Mittel zur Ausbreitung seiner militärischen und politischen Macht verschaffen konnten. Die Familie Veitel Ephraim besaß im 18. Jahrhundert eine Spitzenklöppelei, und ein anderer Zweig der Familie Ephraim war Eigentümer einer Gold- und Silbermanufaktur. Ursprünglich kamen diese Familien aus Russland.

Mein Vater war ein erfolgreicher und integrierter Geschäftsmann, der als Selfmademan einen Engroshandel in Fourituren und Futterstoffen aufgebaut hatte. Er war ein gesetzestreuer Jude, der seinen Pflichten als Jude und als Mensch seinen Mitmenschen gegenüber getreu nachkam.

Meine Mutter Luise, geborene Tannenbaum, und ihre Schwester Rosi waren die einzigen Kinder meiner Großeltern Karl und Malchen Tannenbaum, die im hessischen Hersfeld geboren und dort aufgewachsen waren. Mama war eine schöne und intelligente Frau mit braunen Augen und blonden lockigen Haaren.

Die Tannenbaums – es waren acht Geschwister mit meinem Großvater – waren schon seit vielen Genera-

tionen in Hessen sesshaft. Meine Großmutter kam aus Gleicherwiesen und war eine geborene Schloss.

Die gut situierten Juden in Deutschland waren Mitglieder der Loge Bné Brith, sofern sie in Großstädten lebten. Das bedeutete auch, dass man zionistisch gesinnt war, jedenfalls »salonzionistisch«, also aus der Perspektive eines komfortablen Salons in Westeuropa. Auch meine Eltern waren Mitglieder der Loge.

In diesem geschützten, traditionsbewussten Milieu wurde ich am Vorabend von Hitlers Machtergreifung am Halleschen Tor zu Berlin geboren. Angesichts der drohenden Nazigefahr bin ich das einzige Kind meiner Eltern geblieben.

Als ich drei Jahre alt war, zogen meine Eltern vom Halleschen Tor in die Düsseldorfer Straße, Ecke Uhlandstraße, ganz in der Nähe des Kurfürstendamms.

Wir hatten dort eine riesengroße Wohnung mit sieben Zimmern, in denen sich auch das Büro meines Vaters befand. Dort arbeiteten seine Sekretärin und ein Laufbursche, und mein Vater empfing hier auch seine Kunden. Dadurch war den ganzen Tag über ein reger Betrieb bei uns zu Hause, ein dauerndes Kommen und Gehen. Für kurze Zeit gab es auch eigens für mich ein Kindermädchen. Ihre Aufgabe war es, mich zu füttern – mein schlechtes Essen brachte meine Mutter zur Verzweiflung. Eine Mahlzeit dehnte sich bis zur nächsten aus, weil ich so lange dazu brauchte. Nun wurde ein Spielzeugkarussell gekauft, das sich im Kreis drehte, um meine

Esslust zu stimulieren. Die Musik des Karussells und der Gedanke an die aufgezwungenen Mahlzeiten verursachten bei mir bereits Übelkeit. Das Mädchen hatte keine Geduld und aß das Essen, das für mich bestimmt war, selbst auf und war auf diese Weise rasch fertig mit dem »Füttern«. Als Juden kein christliches Personal mehr haben durften, verschwand sie G'tt sei Dank. Die Sekretärin und auch der Laufbursche waren jüdisch und machten immer ihre Späßchen mit mir, sobald ich mich in Papas Geschäftsräumen sehen ließ.

In der Düsseldorfer Straße wohnte auch Tante Rosi mit ihrem Mann und Töchterchen Ruth. Mit Ruth bin ich zusammen aufgewachsen, als ob wir Schwestern gewesen wären. Wir spielten den ganzen Tag zusammen, wir trugen die gleichen Kleider und Mäntel. Mit drei Jahren wurde ich für kurze Zeit mit Ruth in den Montessori-Kindergarten in unserer Straße geschickt, einem der ersten dieses Schultyps in Deutschland. Damals gab es noch keine Alterseinteilung. Ich kam in eine Gruppe mit Kindern bis zu sechs Jahren und war das jüngste Kind. Ich war ihre Puppe, mit der sie spielten. Auf Befehl von Hitler wurde dieser Kindergarten, bald nachdem ich dort war, geschlossen. Nun gingen Ruth und ich in den jüdischen Kindergarten am Kaiserdamm. Dieser Kindergarten wurde von zwei jüdischen Schwestern geleitet. Wir hatten eine schöne Zeit dort. Bei gutem Wetter gingen wir in den Schrebergarten, der zum Kindergarten ge-

hörte, bei weniger gutem Wetter, in den Wintermonaten, spielten wir drinnen Kreisspiele und andere Gruppenspiele. Ich war von den Gruppenspielen nie sehr begeistert.

Mama und ihre Schwester Rosa hatten eine innige Beziehung. Die Verbundenheit mit Papas Geschwistern und ihren Familien war weniger fest und bestand vor allem aus Treffen bei Familiengeburtstagen und Bar-Mizwas.

Papas Brüder und Schwestern lebten alle in Berlin, sein ältester Bruder Nathan sogar ganz in unserer Nähe. Der Mann von Hertha, Papas jüngster Schwester, war 1933 plötzlich verschwunden. Er war Kommunist gewesen. Man hat nie erfahren, ob er von den Nazis ermordet oder von den Kommunisten mit einem Geheimauftrag nach Russland geschickt worden war.

Tante Hertha stand mit dem kleinen Sohn Abi allein da und hatte keine Einkünfte. Papa unterstützte sie finanziell und stand ihr auch sonst in jeder Hinsicht zur Seite.

Meine Großeltern Klein waren beide schon vor meiner Geburt gestorben.

Als Kleinkinder verbrachten Ruth und ich unsere Sommerferien meist zusammen bei unseren Großeltern Tannenbaum in ihrem großen Haus in Hersfeld. Als ich etwas älter war, fuhren meine Eltern und ich in den Sommerferien oft in ein jüdisches Hotel in Johannisbad in der Tschechoslowakei.

Die Freitagabende und alle jüdischen Feiertage wurden bei uns zu Hause so gefeiert, wie es sich für or-

thodoxe Familien ziemt, und sie waren immer sehr gemütlich. Es wurde gelesen oder vorgelesen und gespielt. Natürlich zündete Mama die Kerzen an, und Papa sprach den Kiddusch (den Segensspruch über den Wein). Die Mahlzeiten waren üppig und bestanden aus mehreren Gängen. Mama konnte sehr gut kochen und backen und brachte vor allem vor den Festtagen manchmal halbe Nächte damit zu. Am Schabbat und an Festtagen gingen wir regelmäßig in unsere Synagoge in der Passauer Straße in der Nähe vom Kurfürstendamm. Am Schabbatnachmittag machten wir bei schönem Wetter Spaziergänge im nahe gelegenen Tiergarten, einem wunderschön angelegten Wald mitten in der Stadt mit Spazierwegen, Spielplätzen, Cafés und einem Zoo. Dort traf sich die jüdische Gemeinschaft von Berlin. Danach gingen wir zu Kaffee und fantastischem Kuchen ins Café Dobrin am Kurfürstendamm. Das war ein berühmtes jüdisches Café, wo man das leckerste Gebäck der ganzen Stadt kaufen konnte. Auch die Inneneinrichtung des Cafés war außergewöhnlich luxuriös und elegant, mit prachtvollen Fauteuils, Sitzbänken und Kronleuchtern et cetera.

Papa hatte bei Dobrin als Stammkunde ein Konto und brauchte am Schabbat also nicht zu zahlen. Das Café war immer gedrängt voll. Das Café Dobrin wurde in der »Kristallnacht« vom 9. November 1938 gänzlich zerstört und ausgeplündert. Es wurde niemals wieder eröffnet.

An den Sonntagen im Sommer machten wir Ausflüge

in die schöne nahe Umgebung von Berlin: Grunewald, Wannsee et cetera. Dort wurde gepicknickt, und man konnte seinen eigenen Kaffee kochen.

Als Ruth und ich das schulpflichtige Alter erreicht hatten, gingen wir in die Jüdische Gemeindeschule in der Fasanenstraße in der Nähe des Kurfürstendamms. Inzwischen waren die Nazis an der Macht. Auch die Schule und die Synagoge, an die sie angebaut war, wurden in der »Kristallnacht« völlig zerstört und sind in Flammen aufgegangen – bis auf zwei riesige Eingangssäulen. Diese Eingangssäulen bilden jetzt den Eingang des modernen jüdischen Gemeindehauses, das nach dem Krieg an dieser Stelle errichtet wurde.

Ruth und ich hatten in dieser Schule nicht nur eine herrliche Schulzeit, sondern dank unserer lieben und liebevollen Klassenlehrerin auch eine sorglose, unbefangene Kindheit. Wir durften sie »Tante Freundlich« nennen statt »Fräulein«. Sie ist 1938 nach Palästina emigriert, und vielleicht lebt sie jetzt noch in Israel. Sie ist während der ganzen vier Jahre der Grundschulzeit unsere Klassenlehrerin geblieben. Durch den ausschließlichen Umgang mit jüdischen Kindern und jüdischen Lehrern haben wir nichts von dem bereits existierenden Judenhass gespürt.

Allerdings hatten wir ein Portiersehpaar im Haus, das bestimmt nicht judenfreundlich war, das spürte ich sogar als Kind. Doch wenn meine Eltern mich zu Weihnachten in die Parterrewohnung schickten, um ihnen ihr

Weihnachtsgeschenk zu bringen, taten sie ganz scheinheilig, und ich musste ihren Weihnachtsbaum bewundern. Das war in den Jahren meine einzige Erfahrung mit unterdrücktem Judenhass.

Von Tante Freundlich, die sehr zionistisch eingestellt war, lernten wir, uns unserer eigenen Identität bewusst zu werden. An jüdischen Feiertagen wie Chanukka und Purim gab es Festabende mit Aufführungen, an denen die ganze Schule teilnahm und auch alle Eltern zuschauten.

Da meinen Eltern der jüdische Unterricht in der Schule nicht genügte, wurde Rabbiner Altmann von unserer Synagoge zu uns nach Hause gebeten, um mich und Ruth in der jüdischen Liturgie zu unterrichten.

Unsere Schulstunden gingen von 8 bis 13 Uhr. Dann gingen wir nach Hause. Auch Papa kam mittags nach Hause von seiner »Kudentour«, wie er das nannte, und wir aßen gemeinsam zu Mittag. Wenn ich aus der Schule kam, rief ich schon laut auf der Treppe: »Der Hanne-mann ist wieder da!« Das war mein Kosename. Oft ruhte Papa sich nach dem Essen auf der Couch im Esszimmer aus, und dann war es der Höhepunkt des Glückes, wenn ich mich hinter ihn legen und seinen kahlen Schädel streicheln durfte. Ich nannte ihn oft »Kulli«, weil sein Kopf so kugelrund war. Nach den Schularbeiten spielten wir nachmittags im nahe gelegenen Preußenpark oder auf dem Hohenzollernplatz oder dem Ludwigskirchplatz. Dort trafen wir auch wieder unsere Schulfreun-

dinnen. Im Sommer aßen wir Kinder unsere Abendbrotterbrote im Park. Im Winter bekamen Ruth und ich von richtigen Trainern auf der Kunsteisbahn Unterricht im Schlittschuhlaufen und im Sommer Schwimmunterricht in Halensee, bis Juden sowohl Eislauf als auch Schwimmen verboten wurde.

Es war das Jahr 1938 und unsere vier herrlichen Grundschuljahre waren zu Ende. Wir mussten nun alle eine höhere Schule wählen, das heißt: Unsere Eltern mussten wählen. Zu dieser Zeit hatten Kinder darin überhaupt kein Mitspracherecht. Meine Eltern entschlossen sich, mich in die jüdische Grunewaldschule von Frau Toni Lessler zu schicken, wo auch Ruth angemeldet wurde, und ich glaube, auch Mary Offentier aus unserer Klasse. Die Schule lag ideal, mitten im Wald und doch nahe der Stadt. Ruth und ich brauchten mit der Straßenbahn vom Hohenzollernplatz aus nur fünf oder sechs Haltestellen zu fahren.

Ruths Vater, Onkel Illy, war in diesem Jahr nach Buenos Aires emigriert und wollte seine Familie so schnell wie möglich nachkommen lassen.

Die Grunewaldschule war eine »Reiche-Leute-Schule«, und es herrschte dort bei Weitem keine so gute Atmosphäre wie in der Jüdischen Gemeindeschule in der Fasanenstraße, in die Kinder aus allen Schichten der jüdischen Gesellschaft geschickt wurden. Wir mussten eine Aufnahmeprüfung machen, die alle Fächer umfasste und

einen halben Tag dauerte. Wir wurden in die Sexta aufgenommen.

In unserer Klasse war ein Mädchen, Eva Pestachowsky, der ich viele Jahre später, 1965, in Amsterdam wieder begegnen sollte. Wir waren damals beide verheiratet und hatten beide eine Tochter. Eva hatte trotz ihrer Liebesheirat ihre Kriegserfahrungen und die »Untertauchzeit« nicht bewältigen können und hat sich nicht lange nach unserem Wiedersehen das Leben genommen. Ich war sehr betroffen von ihrem Selbstmord und fühlte mich irgendwie schuldig, weil ich mir nicht mehr Mühe gegeben hatte, sie öfter zu treffen und ihr etwas Abwechslung zu verschaffen.

Acht Monate waren wir auf dieser Schule. Ich kann mich aber nur noch an unseren Abschied in der Aula erinnern. Das war kurz nach der »Kristallnacht«.

Wir sangen:

*Und zu guter Letzt
Geben wir Dir jetzt
Noch zum Abschied das Geleite.
Wandre mutig fort
Bis zu jenem Ort,
wo Dir Glück und Heil zur Seite ...*

Die Stimmung war sehr gedrückt. Wir haben weder Lehrer noch Kinder – außer Eva Pestachowsky – jemals wiedergesehen.

Mit der »Kristallnacht«, den brennenden Synagogen, den zertrümmerten Geschäften und Kaufhäusern von Juden in ganz Deutschland, war unsere Schulzeit jäh zu Ende und auch unsere Kindheit. Ruth und ich waren damals zehn und elf Jahre alt.

Auch wir Kinder fühlten nun den Schrecken und die Angst dieser Zeit. Jüdische Männer wurden aus ihren Häusern geholt und in das Konzentrationslager Sachsenhausen deportiert. Mein Vater schlief nicht mehr bei uns zu Hause. Papa schlief bei alleinstehenden Frauen, wie seiner Schwester Hertha. Dort suchte die SS nicht nach jüdischen Männern. Die SS zog es vor, nachts auf Judenjagd zu gehen.

Schon bald gaben meine Eltern unsere große Wohnung auf. Alles wurde in Kisten verpackt, und wir zogen um in die kleine Wohnung von Tante Rosi, Ruths Mutter, wo inzwischen auch schon meine Großeltern aus Hersfeld wohnten. Die anfängliche Abneigung meines Vaters zu emigrieren, endete in einer hektischen Jagd nach einem Visum für welches Land der Welt auch immer; zusammen mit so vielen anderen Juden stand er Schlange vor den Konsulaten. Es hing eine nervöse Spannung in der Luft, und die Aggressionen, der Judenhass und die Judenmordlust waren nun auch uns Kindern nicht mehr verborgen. Der Traum des deutschen jüdischen Bürgers war ausgeträumt. Wir wohnten damals noch sieben Monate in dieser beängstigenden Atmosphäre in Tante Rosis kleiner Wohnung, mit nächtlichen Streifzügen irgend-

wohin, um möglichen Razzien zu entfliehen. Die Tage wurden mit Ankäufen von Hausrat und Kleidung für die Emigration verbracht. Meine Eltern ließen alles in sogenannte Liftkisten verpacken und kauften neue Möbel und eine neue Küchenausstattung. Sie planten, im Ausland eine Pension zu eröffnen.

Nach dem vergeblichen Wettlauf wegen eines Affidavits für die USA und eines Zertifikats für Palästina war es meinem Vater gelungen, für uns alle sieben, also auch für Tante Rosi und Ruth und meine Großeltern, ein Visum für Kuba zu ergattern. Die MS St. Louis sollte am 13. Mai 1939 von Hamburg mit Ziel Havanna abfahren. Am 12. Mai kamen wir in Hamburg an, wo wir in einem Nonnenkloster übernachten durften, da alle Hotels für Juden verboten waren. Am nächsten Tag gingen wir an Bord.

2

Die St. Louis

Die St. Louis¹ lag im Hamburger Freihafen: ein Luxusdampfer, schneeweiß gestrichen, schwarz-weiß-rote Schornsteine, mit dem reiche Amerikaner ihre Vergnügungsfahrten machten. Arbeiter schleppten Kisten voll Proviant, und ein Hebekran hob die Transit- oder Liftkisten – die sogenannten Judenkiten – in den Laderaum.

Für die Pass-, Devisen- und Zollkontrolle mussten wir an langen Tischen entlanglaufen. Niemand sprach ein Wort. Das Aufnehmen der Passagiere, 907 jüdische Männer, Frauen und Kinder, dauerte den ganzen Nachmittag. Wir bekamen zuerst Kaffee und Kuchen und danach Abendessen. Um 20 Uhr lief die St. Louis aus. Das Bordorchester spielte: »Muss i denn, muss i denn zum Städtele hinaus ...«

Kapitän Gustav Schröder war einer der vertrauenswürdigsten Männer der Reederei, was sich im Laufe der langen Reise auch noch zeigen sollte. Er hatte der Mannschaft befohlen, die jüdischen Passagiere wie Ausländer zu behandeln. Mein Vater hatte, wie auch die anderen Passagiere, wegen aller Eventualitäten die Hin- und

Rückreise bezahlen müssen. Es gab alle möglichen Juden an Bord: orthodoxe, die nur koscher aßen, wie wir, und andere, die erst durch das rote J in ihrem Pass an ihr Judesein erinnert wurden. Es gab Rechtsanwälte, kleine Handwerker, Geschäftsleute und Ärzte. Die »Koscheren« bekamen Fisch- und Eiergerichte auf die Speisekarte. Der erste Hafen, den wir anliefen, war Cherbourg. Hier kamen 30 Passagiere an Bord. Am Schabbat und an Jomtof² wurden Synagogendienste abgehalten. Das Wetter unterwegs war unwahrscheinlich schön. Es wurden Konzerte gegeben, Bockbier- und Kostümfeste. Die Reise mit dem freundlichen Kapitän und der ebenso freundlichen Mannschaft, die versuchten, es den 937 Juden so angenehm wie möglich zu machen, war wie eine lang nicht mehr gekannte Ferienreise. Am 20. Mai passierte die St. Louis die Azoren, und am 23. Mai erreichten wir die Bermudas. Das Meer war ruhig, der Himmel wolkenlos.

Ende 1938 hatte ein kubanischer Diplomat dem »Hilfsverein«, einer jüdischen Organisation, 1000 Pässe angeboten, 1000 Pässe für 1000 Dollar pro Stück. So war das damals; auf der einen Seite der verzweifelte Wettlauf, in ein Land zu kommen, das noch Juden aufnahm. Auf der anderen Seite schlossen Länder, unterstützt von der deutschen Propaganda, zunehmend ihre Grenzen für Immigranten, die mit gefälschten Pässen über die Grenze kamen und jetzt wieder weggeschickt wurden.

So geschah es, dass auf der St. Louis 937 Juden weg-
fuhren. Am 23. Mai steuerte die St. Louis das Karibische
Meer an. Die Passagiere schliefen, die Maschinisten ar-
beiteten an einem defekten Motor. An Deck waren nur
noch Feuerwehrlente auf Wache. Innerhalb von fünf Ta-
gen sollte die St. Louis in Kuba sein. In dieser Nacht er-
hielt der Kapitän folgendes Telegramm von der Reederei
in Hamburg:

»Situation in Havanna unübersichtlich. Gegenwärtig
sogar St. Louis gefährdet. Tun Äußerstes, um
Landung zu ermöglichen.«

In dieser Nacht starb überraschend einer der Passagiere.
Am nächsten Tag wurden vier Rechtsanwälte ausge-
wählt, die den Auftrag bekamen, allen anderen Passagie-
ren den Inhalt des unangenehmen Telegramms aus Ham-
burg mitzuteilen. Kapitän Schröder fürchtete, dass die
Einreisegenehmigungen der Passagiere für ungültig er-
klärt würden. Aber die Reederei war zuversichtlich, dass
alles in Ordnung kommen würde. Gleichzeitig mit der
St. Louis waren andere Schiffe mit jüdischen Emigranten
unterwegs nach Havanna. Man fürchtete, dass so viele
Emigranten auf einmal Schwierigkeiten machen könn-
ten. Die St. Louis war das schnellste Schiff und hatte ei-
nen Vorsprung. Nach einem Gespräch mit dem Kapitän
wurde ein Telegramm an das jüdische Hilfskomitee in
Havanna geschickt, mit der Bitte, entsprechende Schritte

zu unternehmen. Es blieb unbeantwortet. Der Agent der HAPAG³ in Havanna war voll Vertrauen, dass die Frage der Landung geregelt würde. Ihnen lag ihrerseits viel daran, dass die Reise der St. Louis planmäßig verlief, denn für die am 29. Mai geplante Rückreise nach Hamburg über Lissabon hatten schon 280 Passagiere für einen Gesamtpreis von 45 000 Dollar Passagen gebucht. Das bedeutete viel für das devisenarme Deutschland.

Da kam das Gerücht auf, dass die Landungspapiere der St.-Louis-Passagiere gefälscht sein sollten. Über 4000 Juden sollten bereits mit falschen Permits aus derselben Quelle nach Kuba emigriert sein. Die kubanischen Behörden verlangten, die Permits zu kontrollieren. Die Information über die Fälschung kam aus Prag, wo sich der deutsche Botschafter in Kuba zufällig aufhielt. Zum selben Zeitpunkt reiste auch *SS-Hauptsturmführer* Adolf Eichmann von Wien, wo er Leiter der *Zentralstelle für jüdische Auswanderung* gewesen war, nach Prag. In Deutschland war seit Anfang des Jahres 1939 ein Rundschreiben des Außenministeriums in Umlauf, in dem es hieß: *Diese antisemitische Welle zu fördern, muß eine Aufgabe der deutschen Außenpolitik sein.*

Das sind die Fakten. Wer auch immer den falschen Bericht über die Permits aus Prag nach Kuba durchgegeben hatte, er hatte sein Ziel erreicht. Diese Situation gab den Kubanern die Möglichkeit zu einem Spiel, das einträglicher und weniger riskant war als Roulette ...

An diesem 23. Mai wurde der Leichnam des verstor-

benen Passagiers Herrn Weiler um 23 Uhr im Meer bestattet. Am selben Abend um 22 Uhr waren Mannschaft und Passagiere von einem lang anhaltenden Sirenenton aus dem Schlaf gerissen worden. Es war das Zeichen für »Mann über Bord«. Einige Passagiere waren an Deck gelaufen. Der Kapitän gab Befehl, ein Ruderboot herunterzulassen; auf dem unruhigen Meer schwammen bereits Leuchtbojen. Man suchte über eine Stunde; vergeblich. Die Schiffsschrauben drehten zurück. Die St. Louis zog noch einmal in langsamer Fahrt einen Kreis um die Unglücksstelle. Ohne Erfolg. Der von Bord gesprungene Mann war ein junger Tellerwäscher gewesen. Um 2.30 Uhr lag das Schiff wie ausgestorben.

Am Donnerstagmorgen, 25. Mai, erreichte die St. Louis die Floridastraße. Havanna telegraphiert immer wieder:

»Beeilt Euch. Jede Stunde kann entscheidend sein. Ihr müsst den Hafen spätestens am 27. Mai, zwei Uhr früh erreichen.«

Die Suche nach dem über Bord gesprungenen Tellerwäscher und die Seebestattung hatten insgesamt drei Stunden gekostet. Der Vorsprung der St. Louis vor den anderen zwei Schiffen mit Bestimmung Havanna betrug nur noch zwei Stunden. Vor dem Büro des Bordfunkers standen Passagiere, die ihren Verwandten in Havanna ihre Ankunft mitteilen wollten. In der Ladenstraße des Schiffs herrschte auch viel Betrieb. Die Passagiere woll-

ten ihr Bargeld ausgeben. Auch die Bar wurde eifrig besucht und schloss niemals früher als gegen Morgen. Durch die unsichere Zukunft waren die Nerven der Menschen aufs Äußerste angespannt. Sie wagten es nicht, sich auf die Landung zu freuen.

Am Morgen des 26. Mai berechnet der Kapitän, dass die St. Louis mit zweieinhalb Stunden Verspätung in den Hafen von Havanna einlaufen wird. Das Schiff fährt gegen den Strom an der Küste von Florida entlang. Die Passagiere stehen an der Reling, Ferngläser gehen von Hand zu Hand.

Mittags packen die Passagiere ihre Koffer. Der Kapitän kündigt das Abschiedsdiner an. Das Frühstück wird auf morgens um 3.30 Uhr festgesetzt. Diese Nacht ist heiß in Havanna. Kapitän Schröder kabela die Ankunft des Schiffes für 4.30 Uhr. Hafendarzt, Zollbeamte, Polizei und die Immigrationsautoritäten telefonieren zurück, dass sie anwesend sein würden. Die St. Louis wirft den Anker aus. In einer halben Stunde sollte das Ausschiffen beginnen. Aber die Zeit verstreicht, und es geschieht nichts. Die Passagiere passieren schnell den Hafendarzt und stehen nun wartend in langen Reihen, ihre Pässe in der Hand. Niemand kontrolliert das Gepäck, niemand will die Pässe sehen. Gelbe und weiße Landungskarten werden verteilt. Draußen ist es jetzt hell geworden. An der Avenida del Puerto stehen sehr viele Menschen, Verwandte, die dort die ganze Nacht gewartet haben, und

Neugierige. Plötzlich kommt das Gerücht auf, es gäbe Schwierigkeiten mit dem Ausschiffen. Reporter hatten diese Nachricht mitgebracht. Polizeiboote umkreisen die St. Louis. Inzwischen ist auch die Orduna mit Immigranten an Bord in den Hafen eingelaufen. Auch bei den Hafenautoritäten herrscht Ratlosigkeit. Niemand versteht, weshalb die Passagiere der St. Louis nicht an Land dürfen. Aus dem Logbuch des Kapitäns vom 28. Mai, 14 Uhr:

»Der Präsident von Kuba fordert sofortige Abfahrt der St. Louis.«

Um 17 Uhr meldet er:

dass achtzehn der Passagiere mit gültigen Visa an Land dürfen, für alle anderen aber Landungsverbot herrsche.

Auch die Mannschaft geht an Land. Die Reederei in Hamburg sendet ihrem Agenten in Havanna am Montag, 29. Mai, folgendes Telegramm:

»Verlängern Aufenthalt St. Louis äußerst zwei Tage. Wir vertrauen darauf, dass Ihre Verhandlungen Erfolg haben werden.«